

Geteilte Geschichte

Es begann mit einem kaiserlichen Edikt: Die Ausstellung „Shared History“ des Leo-Baeck-Instituts macht 1700 Jahre jüdisches Leben auf dem Gebiet des heutigen Deutschland erlebbar

Von Rüdiger Braun

Potsdam. Von nun an gehörten sie ganz offiziell dazu. „Allen Stadträten gestatten Wir durch allgemeines Gesetz, Juden in die Kurie zu berufen“, schrieb der Herrscher für die römisch geprägte Stadt Köln, die damals immer noch Colonia Claudia Ara Agrippinensium hieß. Die Kurie war ursprünglich die Bezeichnung für die Geschlechterverbände Roms und für die Einteilung der stimmberechtigten Bürgerschaft in römischen Städten.

Die angesprochenen Kölner Juden waren also dem höchsten Willen gemäß fortan keine Außenseiter mehr, sondern Bürger. Der Herrscher schrieb sogar, als gewisse Entschädigung für frühere Regelungen, „lassen Wir es zu, dass immer zwei oder drei das Vorrecht genießen sollen, durch keinerlei Berufung zu Ämtern in Anspruch genommen zu werden“.

Diese Worte werden seit dem Festakt von Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier am 21. Februar in der Kölner Synagoge das ganze laufende Jahr über gefeiert. Denn dieses Dekret von Kaiser Konstantin dem Großen aus dem Jahr 321 belegt zum ersten Mal schriftlich und eindeutig jüdisches Leben auf heute deutschem Boden. „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“ heißt das Festjahr, das von zahlreichen Ausstellungen und Veranstaltungen begleitet ist. Einige davon, so hofft man, werden sogar vor Ort stattfinden.

Für die Ausstellung „Von der Antike bis heute: 1700 Jahre jüdisches Leben im deutschsprachigen Raum“ gilt das allerdings nicht. Bei dem sogenannten Shared History Projekt handelt es sich um eine rein virtuelle Veranstaltung. Besorgt hat sie das Leo-Baeck-Institut in New York und Berlin. Eröffnet wird sie am Sonntag. Allerdings haben sich die Ausstellungsmacher einiges einfallen lassen, um den virtuellen Gang zu einem Erlebnis zu machen.

„Ab dem 28. Februar hat man die Möglichkeit, online einen Raum wie in einer echten Ausstellung zu betreten und bestimmten Wegen zu folgen“, sagt die Kunsthistorikerin und Kuratorin Miriam Bistrovic. Ansonsten könne man der Zeitlinie folgen oder wöchentlich ein neues vorgestelltes Objekt kennenlernen.

Die insgesamt 58 zu entdeckenden Kostbarkeiten würde man in der analogen Welt kaum so versammelt finden. Das liegt nicht nur daran, dass man etwa die Erfurter Synagoge selbst nicht ausstellen kann, die letztlich aus der ganzen Welt zusammengetragenen Exponate wären auch zu kostbar. Schließlich sind einige, darauf weist Kuratorin Bistrovic ausdrücklich hin, überhaupt erst kürzlich entdeckt worden.

Moses Mendelssohns Brille, eine Dauerleihgabe des Leo-Baeck-Instituts an das Jüdische Museum Berlin.



FOTO: JANOS BAYER



Das Amsterdam Machsor, ein Gebetbuch für die jüdischen Feiertage und besondere Sabbate, das um 1250 vermutlich in Köln gefertigt wurde. Die aufwendig gestaltete Handschrift gehört zu den ältesten erhaltenen Manuskripten dieser Art im deutschsprachigen Raum.

FOTO: ARDON BAR-HAMA

Ausgangspunkt der Ausstellung ist das Edikt Konstantins des Großen selbst, dessen Text in der Gesetzsammlung Codex Theodosianus, einer Handschrift aus dem Jahre 338, in den Vatikanischen Museen in Rom vorliegt. Dabei ist sogar recht unwahrscheinlich, dass Konstantin mit dem Edikt den Juden ausschließlich einen Gefallen tat. „Es war auch mit der Aufhebung von Privilegien verbunden“, sagt Bistrovic. Das wichtigste dieser Privilegien: Nicht ständig hohe finanzielle Aufwendungen für die Bürgerschaft leisten zu müssen. Damit war es 321 vorbei.

So gesehen könnte das Dekret auch ein

Beleg dafür sein, dass neue Einnahmequellen gesucht wurden. Und wahrscheinlich galt es für viele Siedlungen nördlich der Alpen oder der heute zumindest Auswirkung darauf.

Nicht zuletzt deutete das Dekret darauf hin, dass die jüdische Gemeinde im damaligen Köln offenbar schon gut entwickelt war, dass das jüdische Leben auf deutschem Gebiet mitunter schon älter ist. Manche vermuten, es habe schon im zweiten Jahrhundert begonnen. „Nur ist das Edikt der erste Beleg für jüdisches Leben in Deutschland, deshalb ist es auch so wichtig“, so Bistrovic.

Jeder weiß, dass die folgenden Jahrhunderte auch von Verfolgung und Leid geprägt waren. Die Ausstellung weist mit Judensternen, Stolpersteinen für die Familie Anne Franks und der Richterrobe von An-

walt Fritz Bauer auf den nationalsozialistischen Judenmord hin. Doch Antisemitismus war fast eine durchgehende Größe des Zusammenlebens. Das belegt ausgerechnet eines der schönsten gezeigten Objekte: Ein zeremonieller Jüdischer Trauring, den man in Kolmar im Elsass, fand. Er stellt ein winziges sechseckiges Dach mit goldenen Säulchen dar. „Der Ring aus Kolmar ist eine seltene mittelalterliche Form, die Anfang des 14. Jahrhunderts in aschenasischen Gemeinden beliebt gewesen zu sein scheint“, schreibt die US-amerikanische Historikerin Melanie Holcomb.

Seit Mitte des 13. Jahrhunderts hatten sich in Kolmar Juden angesiedelt. Es gab eine Synagoge und eine Mikwe, das jüdische Kultbad. Der Ausbruch der Pest veränderte das Klima. Im Dezember 1348 wurde ein Jude festgenommen und der Brunnenvergiftung beschuldigt. Unter der Folter wurde ihm ein Geständnis abgepresst. Kurz danach wurden die Juden Kolmars außerhalb der Stadtmauern auf Geheiß der kommunalen Behörden ermordet. Um diese Zeit mag der Ring zusammen mit anderen Schätzen in der Kolmarer „Judengasse“ verscharrt worden sein, in der Hoffnung, später zurückkehren zu können.

Zum Glück gibt es aber auch Gegenbeispiele. Das sogenannte Amsterdam Machsor, ein prächtig verziertes Gebetbuch, wurde um 1250 eigens für die jüdische Gemeinde in Köln hergestellt. Schriftliche Quellen und archäologische Funde belegen, dass diese mittelalterliche Gemeinde seit dem 11. Jahrhundert in der Stadt bestand. Der Machsor entstand in einer Zeit der kulturellen Blüte und der friedlichen Koexistenz von Juden und Christen in Köln.

Auch andere Dinge erfreuen den Besucher. Es gibt eine hölzerne Schachtel von Arnold Schönberg, die wie eine Art Rechenschieber die Kompositionstechnik der Zwölftonmusik zugänglich macht. Das ist nicht nur ein originelles Gimmick, diese Schachtel zeigt nebenbei, welches Glück jüdisches Leben in Deutschland für die Kunst bedeutete. Denn der Österreicher Arnold Schönberg lehrte auch einige Jahre im privaten Stern'schen Konservatorium in Berlin.

Ein besonderer Anblick für Brandenburg ist der Einstein-Turm. Der expressionistische Bau trägt einerseits den Namen eines der berühmtesten Juden überhaupt, wurde aber vor allem von dem ostpreussischen Architekten Erich Mendelsohn gebaut und leicht den jüdischen Beitrag für die Entwicklung der deutschen Moderne. Der wirkt bis in die Gegenwart hinein. Der Einsteinturm auf dem Telegrafenberg ist nicht nur ein begehrtetes Ausflugsziel und Fotomotiv, er wird sogar noch heute vom Astrophysikalischen Institut als Observatorium genutzt.

Info Ausstellung unter sharedhistoryproject.org

Zukunft des „Neuen Deutschland“ ungewiss

Berlin. Die Zukunft der sozialistischen Tageszeitung „Neues Deutschland“ (ND) ist ungewiss. „Es gibt zurzeit Gespräche über eine mögliche Umstrukturierung bei Verlag und Tageszeitung“, sagte der Bundesschatzmeister der Partei Die Linke, Harald Wolf, am Freitag in Berlin. Die Umwandlung in eine genossenschaftliche Struktur sei eine Möglichkeit. Nach Angaben der Gewerkschaft Verdi hatte die Geschäftsführung der Neues Deutschland Druckerei und Verlags GmbH zuvor intern darüber informiert, dass die Gesellschaft der GmbH zum Jahresende auflösen wollen. Gesellschafter der früheren SED-Zeitung sind die Linkspartei über die Föderative Verlags-, Consulting- und Handelsgesellschaft sowie die Communio Beteiligungsgenossenschaft, der ND-Geschäftsführer Matthias Schindler vorsteht. Schindler will die Zeitung nach Verdi-Angaben zum Jahresende verlassen.

Die verkaufte Auflage des ND liegt aktuell bei rund 18.500 Stück. Die Zeitung wurde 1946 gegründet und war in der DDR das Organ des SED-Zentralkomitees. Sie hat derzeit gut 100 Mitarbeiter.

IN KÜRZE

Schloss Steinhöfel hat neuen Besitzer

Potsdam/Steinhöfel. Schloss Steinhöfel (Oder-Spree) und der umliegende Park haben einen neuen Besitzer. Das teilen die beiden Gesellschafter der Brandenburgischen Schlosser GmbH (BSG) – die Deutsche Stiftung Denkmalschutz (DSD) und das Land Brandenburg – am Freitag mit. Der neue Eigentümer Thomas Pahlitzsch, nach Angaben der Gesellschafter ein Denkmalliebhaber, kündigte an, die Historie des Schlosses weiter pflegen zu wollen. Das Schloss werde weiterhin als Hotel und Tagungs- und Veranstaltungsort genutzt werden.

Premiere von Musical „Linie 1“ in Schwedt

Schwedt. An den Uckermärkischen Bühnen Schwedt (Uckermark) wird aktuell für das Musical „Linie 1“ geprobt. Das Stück, das in den 1980er Jahren vom Berliner Grips-Theater uraufgeführt worden war, soll am 9. April (19.30 Uhr) Premiere in Schwedt feiern, sofern der Spielbetrieb Anfang April wieder aufgenommen werden darf. Noch bis 31. März soll der Vorstellungsaufbau und der aktuelle Corona-Beschrankungen eingestellt bleiben.

Kultureinrichtungen appellieren an Merkel

Berlin. Mit einem gemeinsamen Appell für eine baldige Öffnung ihrer Häuser haben sich Intendanten, Generalmusikdirektoren und Chefdirigenten führender Berliner Theater, Opern und Konzerthäuser an Bundeskanzlerin Angela Merkel (CDU) und die Berliner Senatsspitze gewandt. „Schon jetzt haben viele Künstlerinnen und Künstler ihre Existenzgrundlage eingebüßt“, sagte Kirill Petrenko, Chefdirigent der Berliner Philharmoniker. „Je länger der aktuelle Zustand anhält, desto mehr ist eine dauerhafte Schwächung unseres kulturellen Lebens zu befürchten.“

Helene Fischer und Josh Groban im Duett

Berlin. Die deutsche Schlagerkönigin Helene Fischer (36) ist auf der am Freitag erschienenen Deluxe-Edition des aktuellen Albums „Harmony“ von US-Sänger und Hollywoodstar Josh Groban (39) zu hören. Die beiden singen im Duett „I'll Stand By You“, wie es in einer Mitteilung hieß. Den Song hatte ursprünglich die britische Rockband The Pretenders 1994 aufgenommen.

Jüdisches Leben online

Der virtuelle Ausstellungsraum zu Shared History (Geteilte Geschichte) öffnet am Sonntag, 1700 Jahre jüdisches Leben im deutschsprachigen Raum werden anhand von 58 Objekten Woche für Woche erzählt.

Unter <https://sharedhistoryproject.org/> kann man sich schon jetzt Abbildungen zu einzelnen Objekten und deren Beschreibung ansehen.

Eine künstlerisch gestaltete Auswahl der Ausstellung findet sich im Paul-Löbe-Haus des Bundestags in der Berliner Konrad-Adenauer-Straße 1. Pandemiebedingt kann man sie derzeit leider nicht besuchen. Bei Öffnung dann werktags von 9 bis 17 Uhr.

Sittes Welt

Er war Maler und Funktionär. Wie geht man heute mit dem Erbe des DDR-Künstlers Willi Sitte um?

Von Petra Buch

Halle. Wegen seiner Verflechtung mit dem sozialistischen System ist er bis heute umstritten – doch als Maler zählt Willi Sitte zu den bedeutendsten Künstlern des 20. Jahrhunderts. Am Sonntag wäre er 100 Jahre alt geworden. Aus diesem Anlass bereitet das Kunstmuseum Moritzburg Halle (Saale) eine Retrospektive vor.

In der Ausstellung unter dem Motto „Sittes Welt“ werden ab 3. Oktober rund 250 Werke aus sieben Jahrzehnten seines Schaffens gezeigt. Es werde die erste große Schau zu Sitte seit drei Jahrzehnten in Deutschland sein. „Wir haben die Hoffnung, mit der Ausstellung eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Sitte anzuregen und dass sich auch die neue Generation dafür interessiert“, sagte der Direktor des

Kunstmuseums, Thomas Bauer-Friedrich. Voraussetzung sei eine sachliche Diskussion, ohne Schubladem.

Im Zentrum der Retrospektive stehe die Kunst von Sitte (1921-2013), aber natürlich auch mit Bezug auf seine politische Eingebundenheit, betonte Bauer-Friedrich. „Leben, Werk, politische Überzeugung greifen bei ihm ineinander“, sagte der Kunsthistoriker. „Wir machen keine kulturhistorische Ausstellung über Sitte als Staatskünstler.“

Der Maler war Präsident des Verbandes Bildender Künstler der DDR und saß zeitweilig in der Kulturkommission des Zentralkomitees der SED.

In der westdeutschen und europäischen Kunstszene wurde er spätestens durch seine Teilnahme an

der „documenta 6“ im Jahr 1977 wahrgenommen. Mit den Begründern des Malstils „Leipziger Schu-



Willi Sitte wäre am Sonntag 100 Jahre alt geworden. FOTO: W. GRUBITZSCH/DPA

le“ wie Bernhard Heisig (1925-2011), Wolfgang Mattheuer (1927-2004) und Werner Tübke (1929-

2004) vertrat Sitte in Kassel die DDR. Der Künstler habe eine lange Entwicklung durchlaufen, seine Arbeiten in den 1950er Jahren seien andere als in den jeweils folgenden Jahrzehnten auch, erklärte Bauer-Friedrich. „Zeichnerisch war er perfekt“, so der Kunsthistoriker.

Sitte sei mehr als großformatige Bilder mit Arbeitermotiven. Dazu gehörten auch Arbeiten auf Papier, gezeichnet mit feinen Linien. In der DDR galt Sitte als herausragender Vertreter des sozialistischen Realismus. Wegen seiner engen Verbundenheit zur DDR-Partei SED stieß er jedoch auch auf Ablehnung.

Er wurde am 28. Februar 1921 in Kratzau (Chrastava in Tschechien) geboren. An seinem langjährigen Arbeits- und Wohnort in Halle starb er am 8. Juni 2013 im Alter von 92 Jahren.